

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Nein! Das nicht. Wenn man erst anfängt, so nachzudenken über sich — und ich hab' ja nun Zeit genug dazu —, so merkt man erst, wie es wirklich mit einem steht. Ich war von heißem Blut früher, manchmal hart und ungerecht zu den Menschen. So ist's denn wohl nur gut, daß es so gekommen ist. Jetzt mühe ich mich, diese Fehler abzulegen und meine Schuld gützumachen.“

Gerhard Bertsch griff noch einmal nach ihren Händen, mit festem Druck.

„Nein, Mutter Reusch, nicht so denken! Nicht immer suchen nach einer Schuld bei jedem Unglück, das uns befällt durch blinden Zufall.“

Doch da wandten sich ihm die lichtlosen Augen zu, und ernst klangen ihre Worte:

„Wäre es wirklich nur blinder Zufall — glauben Sie, mein Loos wäre leichter zu ertragen? Mühte sich da nicht der Trop auflehnen und murren: Warum gerade mir solch Unglück — nein, lassen Sie mir lieber meinen Glauben!“

Gerhard Bertsch verstummte. Die Greisin aber hielt noch immer seine Hand. Jetzt fühlte sie leise darüber hin.

„Sie sind groß geworden und stark, Herr Bertsch. Und Glück haben Sie gehabt in der Fremde.“

Ein Verwundern überkam ihn.

„Wie wollen Sie mir das anmerken, Mutter Reusch?“

Sie lächelte mit dem geheimen Stolz der Blinden.

„Oh, das lernt unsereins. Aber es ist keine Hexerei dabei. So aufrecht und fest wie Sie kehrt keiner heim, den das Glück draußen trug. Und nun wollen Sie wieder bei uns bleiben?“

„Ja, ich übernehme die Leitung von Beche Christiansglück.“

„Dann Glück auf, Herr Bertsch! Aber vergessen Sie nie: Wer Bergwerk will bauen, muß Gott vertrauen.“

„Und auf sich selber.“ fügte er hinzu, während er ihr fest die Hand drückte. Doch dann gab er sie wieder frei.

„Aber Sie müssen mich schon entschuldigen, mein Magen knurret nämlich ungemütlich. Hoffentlich hat die junge Frau drinnen was Gut's für mich im Topf.“

„Meine Schwiegertochter finden Sie dort im Hause nicht mehr vor. Die ruht schon lange unterm grünen Rasen.“

Er schwieg betroffen. Dann sagte er wieder:

„Ja, ja — wenn man zehn Jahre in der Fremde ist! — Da sieht jetzt wohl Ihre Enkelin dem Hauswesen vor, die kleine Magri?“

„Die werden Sie auch nicht mehr wiedererkennen. Aus der kleinen Magri ist eine große Dame geworden.“ Sie sagte es in eigenem Ton. „Nun, Sie werden ja sehen. Aber um Ihr Essen will ich mich doch lieber selber kümmern

bei der Mamsell.“ Und die alte Frau erhob sich. „Die Magri läßt sich nämlich nicht allzuviel in der Küche blicken. — Danke, — braucht keiner Hilfe. Ich lenne ja jeden Schritt hier im Hause.“

Noch in Gedanken trat Bertsch in das Herrenstübchen des Gasthauses ein. Einen anheimelnden Raum, überall Jagdtrophäen über den Holzpaneelen. In der Ecke, hinterm grünen Kachelofen am Stammtisch, saßen zwei Herren. Ein kurzes, gegenseitiges Sichanblicken, dann sprang der eine drüber vom Sofa auf.

„Gerhard — also wirklich!“

Und freudig kam er ihm entgegen.

„Hannjörg, alter Kerl!“ Froh drückte Bertsch Doktor Verling die Hand. „Wußte es ja zwar, daß ich dich hier antreffen würde, hörte es schon unten in der Stadt, daß du dich hier niedergelassen — aber nun freut's mich doch! Aber der da? —“ Und Bertsch wandte jetzt den Blick dem sitzengeliebenen Herrn auf dem Sofa zu. „Kennen tu' ich das Gesicht natürlich auch. Aber wer nur gleich?“

„Na, doch der Steinsiefen! Wer sonst wohl?“

„Richtig — der Karl Steinsiefen! Aber wie sollte ich den auch wiedererkennen!“ Und Bertsch lachte, wie er jetzt zu dem andern Jugendgefährten herantrat. „Wie kommt du denn zu diesem Husarenbart? Siehst ja geradezu gefährlich unternehmend aus!“

In dem Gesicht Steinsiefens zeigte sich trotz des martialischen Schnurrbarts etwas Verlegenes, Unbehagliches. Bertsch hatte doch noch immer genau dieselbe unangenehme Art wie früher. Dieses lachend Ueberlegene. Und mit einem geheimen Widerstreben nur überließ er seine Rechte dem andern, der ihn ungeniert mußerte, wie mit einer geheimen Belustigung. Zum Donnerwetter, er war aber nicht mehr der dumme Junge wie früher, der sich von so etwas einschüchtern ließ!

Und so sagte er denn jetzt unwillig:

„Na, hast du mich nun lange genug angestarrt?“

„Holla — so energisch geworden?“ Und aus Bertschs Lachen klang wieder der Ton, der ihn nicht recht ernst nahm. Steinsiefen wollte ärgerlich erwidern, doch der Eintritt des Wirts ließ ihn nicht dazu kommen. Schnell kam der bewegliche, kleine Mann heran.

„Sieh da — der Herr Bertsch! Also haben die Leute doch recht gehabt, die Sie schon heute morgen in aller Frühe bemerkt haben wollen.“

„Scheint wohl so, Reusch-Hannes! Na, wie geht's uns denn?“

„Danke, köunt' zehn Prozent besser sein!“ Doch die lustigen, klugen Augen des Graukopfes strahlten seine Worte lägen. „Aber sagen Sie: Ist's wirklich wahr, Sie wollen wieder hierbleiben?“

Ein Nicken.

„Und ganz im Großen soll's nun hergehen auf Christiansglück? Da werden Sie wohl tüchtig aufräumen hier,

mit all den kleinen Bütts — so einen nach dem andern langsam überschlugen.“

Er sagte es scherzend, doch dahinter verbarg sich die leise Furcht für die eigene Grube, den Erststollen, an dem er einer der Hauptbeteiligten war. Sein Blick spähte dann auch heimlich in Bertschs Mienen. Die aber blieben un- durchdringlich. Da forschte er noch weiter:

„Und ist's denn richtig — die Landesbank ist inter- essiert an Christiansglück?“

„Fragen Sie sie doch selbst.“ Bertschs ablehnender Ton beugte jeder weiteren Vertraulichkeit für die Zukunft vor. Doch dann sagte er leichter: „Aber, was ich Sie fragen wollte — ich suche ein Unterkommen hier im Ort, Wohn- und Schlafzimmer — hätten Sie im Hirschen Platz für mich?“

„Das wohl, wenn's dem Herrn Direktor nur sein genug sein wird bei uns.“

„Ich habe droben in den Kordilleren jahrelang im Zelt gehaut. Also — wie ist's?“

„Dann will ich mit meiner Tochter reden.“ Hannes Reusch ging zur Tür und rief über den Flur hinüber: „Magri, komm doch als gleich mal her!“

Aber die Geraufene erschien trotzdem fürs erste noch nicht. Statt ihrer trat von drüben, aus dem Familienzimmer, jetzt ein junger Mensch herein, mit städtischer, etwas auffallender Eleganz gekleidet.

Verwundert blickte Bertsch auf. Hannes Reusch bemerkte den fragenden Blick. Da legte er seine Rechte auf die Schulter des jungen Menschen, der jetzt zu ihm trat.

„Sie kennen wohl meinen Sohn Hermann gar nicht mehr?“

„Was? Das ist der Mannes? Der kleine Mannes!“

„Ja, der Jung hat sich geröstert — was?“

Mit Vaterstolz sagte es Reusch, doch ungeduldig entzog sich der Sohn seiner Hand, die ihm die Schulter klopfte.

„Na, da lassen Sie sich mal näher beaugenscheinigen, Herr Reusch junior.“ Bertschs Blick streifte mit leisem Lächeln den auffallend hellen Anzug bis hinab zu den far- bigen Strümpfen und gelben Halbschuhen. „Aufmachung — tabellos! Gratuliere. Na, und sonst? Wir sind wohl am Ende gar Student?“

„Warum nicht? Wenn ich gewollt hätte! Glauben Sie, daß Sie das allein können in Rädig?“

Hochmütig blickte er Bertsch aus dem hübschen Gesicht an. Hannes Reusch aber erklärte:

„Wenn auch nicht studiert — ich wollt's nicht, der Mannes soll doch mal den Hirschen übernehmen —, so hat er's doch bis zur Prima gebracht auf dem Gymnasium, und nachher sein Jahr abgedient — in Kassel, bei den Juffaren.“

„So, so — na, das ist ja schön.“

„Ja, man kann's auch hier zu was bringen, Herr Bertsch.“

„Gewiß, ohne Zweifel.“

Und Bertschs Blick streifte noch einmal ironisch die Erscheinung des aufgepufften Wirtsohnes. Doch da ging hinter ihm die Tür. Er sah herum.

Ein junges Mädchen trat ein, einfach, aber sehr gut angezogen. Der knappe, sandfarbene Kostümrock und die weiße Batistbluse brachten ihre feine Diegsamkeit aufs vor- teilhafteste zur Geltung. Also das war die Magri! Wahr- haftig, die Reusch-Mutter hatte recht gehabt vorhin: „Eine Dame — wirklich eine Dame! Ganz betroffen hing Bertschs Blick an ihr.“

Die Eintretende gewahrte unter den halbgesenkten dunkeln Wimpern mit unmerklichem Seitenblick dies Ver- wundern. Aber sie nahm anscheinend von dem neuen Gast keine Kenntnis, sondern trat auf den alten Reusch zu.

„Du riebst mich, Vater?“

„Ja, Magri. Hier — der neue Grubendirektor von Christiansglück will bei uns wohnen. Aber du kennst ihn ja wohl vor früher? Herr Gerhard Bertsch — weißt du, der Sohn vom toten Bergberwalter.“

„Ja, ich besinne mich.“

Und Margarete Reusch sah jetzt zu dem Gast hinüber, der sich unwillkürlich erhob. Mit einem kleinen Kopfnicken dankte sie. Reserviert — herablassend.

Aber da regte es sich bei Bertsch. Damit hatte sie bei ihm kein Glück! Und er lachte.

„Was soll diese feierliche Vorstellung? Die Magri und ich kennen uns doch ganz genau. Alte Spieltameraden, wenn

ich freilich auch ein halb Duzend Jahre älter bin. Nicht? Also guten Tag, Fräulein Magri.“

Und er streckte ihr die Rechte hin. Sie überließ ihm ihre Fingerspitzen, aber eben nur einen Augenblick, und ging auf seine Worte nicht ein. Immer noch ganz kühle Zurückhaltung.

Im Antlitz Karl Steinsiefens, der aus der Ecke her gespannt diese erste Begegnung der beiden beobachtet hatte, glänzte es auf, in geheimer Genugtuung.

„Prost, Hermann!“ trank er vertraulich ihrem Bruder zu. Herausfordernd klang es zu Bertsch hin. Er wollte ihm zeigen, gleich von Anfang an, wie hier der Wind wehte.

„Also der Herr Bertsch will bei uns Wohnung nehmen, Magri. Welche Zimmer würden wir ihm denn am besten geben?“

Die feinen Schultern, die mit mattem Eisenbeinton durch den düstigen Batist der Bluse schimmerten, hoben sich. Eine nachlässige Bewegung.

„Würdest du das nicht besser mit Mamsell besprechen, Vater?“

„Freilich wohl —!“ Der alte Reusch fühlte sich ordent- lich verlegen vor der vornehmen Art seiner Tochter. Dennoch strahlte sein Auge auf, wie er sie so dastehen sah. Ja, seine Kinder! Doch nun fuhr er fort: „Na, wo du nun grad' als mal hier bist — und Mamsell hat ja auch in der Nöck zu schaffen — möchtest du da nicht doch die Sady' selbst in die Hand nehmen?“

Es war ein Bitten. Da ließ sie sich herab.

„Wenn ich dir damit einen Gefallen tun kann, gewiß, Vater.“

„Also, Herr Bertsch — wenn Sie denn gleich mal hinausgehen wollten mit der Magri und sich die Zimmer aussuchen?“

Bertsch nickte und trat um den Tisch herum zu ihr.

Karl Steinsiefen sah es mit Unbehagen, und er be- schloß, einen Trumpf auszuspielen. Auch er erhob sich und kam nun zu dem Mädchen, in der Hand einen Strauß Rosen, den er neben sich auf dem Sofa liegen gehabt hatte, seine übliche Sonntagsaufmerksamkeit. Er hatte ihr die Blumen freilich bei passender Gelegenheit unter vier Augen geben wollen, aber nun war's doch besser so! Und er reichte ihr die Rosen hin:

„Darf ich mir erlauben, Fräulein Marga? Für Ihren Gürtel!“

Mit einem heimlichen Triumphgefühl gegen den Gegner, der halb hinter ihm stand, sah er Margarete erwartungs- voll ins Gesicht.

Leicht nickend nahm sie die Blumen. Ihr erster Ge- danke war, sie in der Tat im Gürtel zu befestigen. Gerade Bertschs wegen. Doch da gewahrte sie über Steinsiefens Schulter hinweg sein leises Lächeln.

Mit einer schnellen Bewegung legte sie die Rosen aus der Hand, neben sich auf den Tisch, nur mit einem flüchtigen „Vielen Dank!“ zu dem Geber hin. Kurz lehrte sie sich dann zur Tür, es Bertsch überlassend, ob er ihr folgen wollte.

Enttäuscht blickte Steinsiefen ihr nach und dem andern, der sich ihr mit ruhigem Schritt anschloß. Dann hob er den vernachlässigten Strauß auf und tat ihn in die Vase, die auf dem Klavier am Fenster stand. Da würde sie ihn nach- her schon finden und noch an sich nehmen.

Die beiden stiegen inzwischen die Treppe empor, ohne etwas zu sprechen. Nun öffnete das Mädchen droben in dem langen Gang eine der Türen. Schweigend wies sie hinein in das Zimmer und den angrenzenden Nebenraum.

Er warf einen flüchtigen Blick über die beiden Stuben hin.

„Gut — ich nehme die Zimmer. Ich möchte Sie nicht noch weiter bemühen.“

„O bitte —“ aber es klang kühl. Sie ging ein paar Türen weiter und schloß auch dort zwei ineinandergelende Räume auf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Amokläufer.

Von Alfred Bratt.

Suddho war indischer Soldat, dreißig Jahre alt und Flügelmann in der ersten Spahidivision, die in Bombay stationiert ist. Da Suddho kein Opium oder ähnliches Giftzeug rauchte, da er weder Bethel kaute oder sonst etwas Schmutziges auf dem Greziersplatz vor die Füße spie, was nachts darauf ausging, einem Weißen aufzulauern, der sich in die labyrinthischen Gassen der Eingeborenenviertel verirrt hat, da er mit einem Wort das Muster eines indischen Soldaten war, wurde ihm des öftern die Ehre zuteil, vor der großen Kaserne im Westen der Stadt Wache zu stehen. Hochaufgerichtet stand er da, gravitätisch wie eine Pagode, in der prunkvollen Uniform, die Se. Erzellenz der Bizetönig den indischen Truppen zu verleihen geruht. Der Lauf von Suddho's Gewehr bligte in der Sonne, und um Bauch und Hüften hatte er den Ledergürtel mit zwei Reihen schöner Patronen geschnallt. Suddho war besonders stolz auf diesen Gürtel; denn er wußte nicht, daß der Bizetönig, der ein großer Herr, zugleich aber ein schlauer Mann ist, durch einen Geheimbefehl dafür gesorgt hat, daß die Patronenhülsen der indischen Soldaten leer sind — leer wie taube Rüsse. Nicht, daß man jemals einen indischen Kuffand befürchtete, keineswegs; nur — Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, wie ein altes, auch in Indien bekanntes Sprichwort sagt. Einmal aber kam der Tag, an dem Suddho sich mit Recht seines Gürtels freuen durfte. Das war im Herbst des vorigen Jahres, als die erste Spahidivision mit vielen anderen indischen Truppen nach Europa eingeschifft wurde, um an dem großen Krieg teilzunehmen. Von diesem Tage ab waren die Patronen der Jnder gut gefüllt, und man sorgte dafür, daß sie es auch blieben.

Es war ein gewaltiger Transportdampfer, auf dem Suddho reiste, und die Offiziere waren sehr freundlich während der Ueberfahrt. Die Ruffil vierte jeden Tag, das Essen war gut, es war wirklich eine angenehme Zeit. Trotzdem man ja das alte indische Land weit hinter sich ließ und nicht so recht wußte, wohin man ging und was nun kommen sollte.

Nach vielen, vielen Tagen legte der Dampfer in Port Said an, und Suddho ging an Land. Er kannte sehr, als er Port Said näher in Angensein nahm. Ein Mann, der die Welt kennt, hat einmal gesagt: Wenn es auf Erden eine Hölle gibt, so ist Port Said das Eingangstor. Vielleicht hat dies seinen Grund darin, daß Port Said an der Schwelle zwischen zwei Erdteilen liegt und den Leidenschaften beider Erdhälften Durchgang bietet; vielleicht weil... Doch was immer der Grund sein mag: Port Said ist eine Stadt von Schmutz, Schwindlern und Halsabschneidern, und es war kein besonders guter Eindruck für Suddho, daß dies sozusagen die Schwelle war, über die er in Europa eintreten sollte.

Suddho bezog im Hinterland Quartier und blieb dort drei Wochen. So hatte er genügend Zeit zum Nachdenken, und er kam zu dem Ergebnis, daß dies ja nicht Europa war, daß Europa doch im Norden lag und kalt war, aber voll weißer Menschen, die gut und gerecht genug sind, um ausnahmslos selbst vor dem Höchsten in Reinheit zu bestehen.

Nach Ablauf von drei Wochen führte man Suddho und seine Kameraden wieder auf ein Schiff; und als ein Stück Zeit vergangen war, wurden sie in Boulogne gelandet.

*

Der Abend dämmerte, als die Jnder über den Landungssteg nach dem Boulogner Hafenai hinabstiegen. Der große Schwarm des englisch-französischen Truppenlagers nahm sie auf. Sie kamen in ein Gewühl von Automobilen, die ratterten und lauchten; alle Wagen waren grau gestrichen, und auf vielerlei war ein rotes Kreuz gemalt. Schwere Batterien waren im Karree aufgeschahren; große, ungeheuerliche Geschütze, mit denen die Kanonen daheim in den indischen Garnisonen garnicht zu vergleichen waren. Und dazwischen wimmelte es von weißen Soldaten, Engländern und Franzosen. Und zahllose Offiziere waren da, die das Aussehen übernahmen. Weit rückwärts dehnte sich das feste Lager. Die Zelte leuchteten weißlich-grau in der eintretenden Dämmerung. Die indischen Truppen stehen die Stadt hinter sich — mit ihren gedämpften, im Nebel glänzenden Lichtern — die Stille nahm sie auf, sie marschierten in die Nacht hinaus.

Suddho blickte zum Himmel empor, in dessen schweigendem Gewölbe die Sterne kalt strahlten, wie kleine, glänzende Eiskristalle. Eine seltsame Bellemnung befahl ihm, und er senkte den Blick wieder zur Erde.

Jemando begann ein Mann in langgezogenen Tönen ein indisches Lied; ein zweiter nahm die Melodie auf, ein dritter folgte, und bald sangen alle im Takt ihrer schliefenden Schritte. Ganz seltsam fremd tönte das Lied auf europäischem Boden, ergreifend und unsagbar traurig.

Wie kann, wie kann, ach, wie kann der Mond der Lotosblume die Liebe gesehen, wenn das Tor des Himmels verschlossen ist, und die Wolken zum Regen sich sammeln? . . .

Die Füße, unter die ich mein Herz gelegt, sind schwer in Eisen geteet.

„Rufe den Schützen, daß er den Bogen bereit hält —“
Wie eine tausendfältige Klage war es, von tausend Seelen in die Nacht gesandt. Manchmal bligte längs des Weges ein Schein-

weser auf; ein Automobil sprang schraubend aus dem Dunkel, wie ein Bliz slog es vorbei und war eine Sekunde später wieder knatternd in der Finsternis verschwunden. Der Mond verkroch sich hinter den Wolken, die Sterne erloschen hinter Schleieren, und ein kalter Regenschauer fiel auf die Erde herab. Einmal brausie und surrte etwas geipensisch in der Luft; die indischen Soldaten duckten sich im Schritt vor dem dämonischen Vogel, der über ihnen dahinstrich. Aber ein Offizier erklärte ihnen, daß dies nur eine Luftmaschine sei; weder eine böse Gottheit, noch sonst etwas Uebernatürliches.

Spät nachts hielt der lange Zug einmal an, um eine Sanitätskolonne vorbeizulassen: Planwagen hinter Planwagen, aus denen die Weine der Verletzten im wandernden Licht der Laternen herabbaumelten.

Weiter ging der Marsch. Ein kühler Wind hatte sich aufgemacht und zerrte an den Turbanen. Der Regen nahm zu. Der Gesang war längst verstummt. Schweigend schritten die Jnder dahin, mit fröstelnd emporgezogenen Schultern und gesenkten Köpfen.

Das war also Europa . . . *

— — — Nachts. Auf lehmigem Grund zwischen verkümmerten Büschen, hinter der Feuerlinie im flandrischen Gebiet. Hier war das Feldlager aufgeschlagen, in dem Suddho und seine Genossen rasteten, in den kurzen Pausen, die man ihnen zwischen den Kämpfen gönnte. Die Jnder lochten mit Mut. Auch sonst ging alles so ziemlich in Ordnung. Doch nachts, wenn die indischen Mannschaften, nach wochenlangem zähem Ausharren in der Feuchtigkeit der Schützengräben, um die Feuer zwischen den Ketten kauerten, ging es manchmal wie ein Raunen in den Lauten der Heimatprache von Mund zu Mund. Die älteren Männer wiegten unruhig die Köpfe, und die Jüngeren starteten verdrossen in die Flammen. Und mancher Fluch wurde unterdrückt, in manchem Auge glommt ein Funke, manche Stien neigte sich düster dem Erdboden zu. Das war das von Mann zu Mann gemurmelte Urteil, das die Jnder über die Weißen sprachen; das war die Aufwallung gegen das Mutterland, gegen „die große ferne Mutter“, wie man in Indien sagt, — gegen die Regierung, die, während sie selbst auf ihrer Insel saß, sie hierher geschleppt hatte, um zu kämpfen. Wofür? . . . warum? . . . Die Jnder empörten sich nicht; die Müdigkeit ihrer alten Kasse war noch gebräuter, noch dumpfer geworden unter dem heulenden Dröhnen der Geschosse, unter dem Entsetzen der modernen Schlachten, unter dem strengen Kommando der englischen Offiziere. Doch ein heißes Gefühl stieg langsam in ihnen auf; und dieses Gefühl wächst und breitet sich aus in der Brust der indischen Soldaten, bis es eines Tages — an einem Tage, den niemand kennt — vielleicht zur Flamme anschlagen mag.

Düster saß auch Suddho am Vagerfeuer, die Augen glanzlos auf die knisternden, sprühenden Reste gerichtet. Auch er gehörte — wie seine Kameraden; doch eine tiefe Bitterkeit, die sich wie ein Gift in ihm gesammelt hatte, machte ihn sich selbst fremd, unnebelte ihn in eine unheimliche Verschlossenheit.

Blödsich kam Unruhe in das stille Lager; ein Gewirr von Geräuschen — Räderknarren, Klappern von Pferdeshufen, laute Stimmen. Es war ein Transport aus der Feuerlinie, der indische Verwundete einbrachte. Die Tragbahnen wurden abgesetzt, in langen Reihen standen sie zwischen den Feuern, die hoch aufloberten, wie Opferflammen. Und im zuckenden Spiel der roten Lichter und tiefen, schwankenden Schatten, die der Wind aus dem brennenden Mitterl über den Platz treiben ließ, erschienen die gelblichen Gesichtszüge der Schwerverwundeten doppelt eingefallen, doppelt knochig und bleich. Frisches Blut siderte aus den eilig aufgelegten Notverbänden, mancher Turban war rot von schweren Blutstropfen, die über schweißige, ohnmächtige Stirnen herabträufelten.

Suddho hockte an seinem Feuer, die Knie emporgezogen, den Kopf gestreckt. Er blickte in die von Qualen und Bildern des Schrecks gezeichneten Gesichter seiner Brüder, in weit aufgerissene oder matt verschleierte Augen. Und in der ungewissen, beweglichen Belandung des nächtlichen Lagers schien alles — Erde und Gewänder, Gebüsche und Uniformen, Blut und entblöhte, zerhackte Glieder — mit aufgelösten Farben ineinander zu wogen. Ein Bild von roten, braunen, weißen und schwarzen Tönen glühte vor Suddho's Blick empor. Er sah den ganzen stummen Jammer seiner stummen Brüder, er hörte Tritte, Stöhnen und die halblauten Stimmen der Sanitätsoldaten, er sah einen englischen Arzt zwischen den Bahren umhergehen, und einen Leutnant, der etwas abseits stand, eine brennende Zigarette im Munde. Suddho streckte den Kopf noch weiter vor, aus dem Bild vor seinen Augen lachte eine schmelzende, freisende Gibe, die sich ihm lodernd in Herz und Hirn einfräß. Er reckte die Arme, stieß ein gedehntes „A-l“ aus — und sprang empor.

Ja — und in diesem Augenblick, der aus dem stillen, schwer-mütigen Jnder ein Wesen der Hölle machte, begann Suddho Amok zu laufen.

Jedermann weiß, was der Amoklauf bedeutet: ein plötzlich ausbrechendes Fieber, eine Art temporären Wahnsinn, der den Gefallenen so elementar und mit solcher Wucht ergreift, daß man glauben könnte, das Fieberfeuer selbst habe einen verbirten Glanzstrahl in ihn geschleudert. Diese seltsame Erscheinung, die man nur

in tropischen Gegenden und unter einheimischen Rassen kennt, verwandelt den Erkrankten in ein gefährliches, wildes Tier. Von diesem Taumel befallen, rast der Amokläufer dahin, Mensch und Tier, Freund und Feind, — kurz, Alles und Jedem um sich her anfallend; er rast wie der Tod in leibhaftiger Person, bis er dumpf niederfällt, Schaum vor dem Munde. Das — jawohl — das ist ein Amokläufer.

Und Subdho, der urböhlich mit einem scharfen, schrillen Schrei von seinem Platz am Feuer emporgesprungen war, begann Amok zu laufen! — Wie ein Sturmwind fuhr er zwischen den Zelten umher, und heisere, gellende Schreie entzangen sich seiner Kehle. Mit der rechten Faust schwang er das kurze krumme Messer, das sich blitzschnell in die Brust des Leutnants senkte. Der Engländer fiel nieder wie ein Stein, die Zigarette rollte auf den Lehmboden, um abwärts zu verflimmen. Weiter raste Subdho: zwei englische Unteroffiziere, zwei weiße Sanitäts-soldaten fielen unter seiner Waffe. Das ganze Lager tobte in einem traumhaften Paroxysmus des Entsetzens. Und Subdho lief Amok, lief Amok . . . bis der englische Arzt ihn mit einem Revolver zu Boden streckte.

Drei Stunden später sahen der Hauptmann, ein Ordnanz-offizier und der Arzt in einem Zelt. Sie tranken Tee und rauchten kurze Weisen. Und zwischendurch sprachen sie von dem verdammten Subdho, der Amok gelaufen war.

„Ich habe schon oft von Amokläufern gelesen,“ sagte der Hauptmann. Er gehörete der Territorialarmee an und war noch niemals in den Kolonien gewesen. „Aber das, nein — es war fürchterlich! . . . Und ich dachte, daß der Anfall nur in tropischem Klima zum Ausbruch kommt.“

„Om,“ sagte der Arzt, „ich habe „drüben“ selbst Amokläufer gesehen, mehr als einmal. Daß der Anfall bei Eingeborenen auch in Europa ausbricht, habe ich zwar auch noch nie gehört, aber immerhin ist es nicht außer dem Bereich des Möglichen. Etwas anderes ist's, was den vorliegenden Fall so seltsam, so erschreckend macht. Der Amokläufer gleicht dem Tollwütigen: er bringt jeden um, der ihm in den Weg kommt. Jedem, meine Herren! Ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß dieser Subdho nur Weiße erstochen hat, nur weiße Mitglieder der englischen Armee? Daß kein einziger Indier von ihm angefallen wurde?“

Sie schwiegen alle drei. Dann sagte der Ordnanzoffizier — er war bleich geworden, als er sprach: — „Wollen Sie damit sagen, daß . . .“

Und der Hauptmann fügte mit gedämpfter Stimme hinzu: „Was — was wollen wir in den Bericht schreiben?“

Der Arzt lachte, es war unheimlich anzuhören, dieses rauhe, gewaltsame Lachen. Dann sagte er: „Schreiben Sie: Subdho, Häufelmann der ersten Eskadron . . . Fall von Amokläufer. — Denn, nicht wahr, meine Herren, es gibt keine Empörung in der englischen Armee!“

Dann lachte er wieder, der Arzt aus den Kolonien: ein rauhes, gewaltsames Lachen, das unheimlich anzuhören war.

Vermischtes.

* Hellscher und Kriegspredigten in London. „Memals,“ schreibt die Times, „waren Männer und Frauen bei uns so sehr darauf erpicht, in die Zukunft zu schauen, wie heute. Selbst die Leute, die in normalen Zeiten nicht die geheimnisvollen Salons der Hellscher in Pondichere und Edgeware besuchten, fragen sich jetzt, ob nicht doch vielleicht etwas daran ist.“ Kriegspredigten, Magnetismus, Spiritismus und Hellscherei 'eieren in London wahre Feste, und die Kriegsjewinne der zahlreichen Medien sind mehr als beträchtlich. Man glaubt, daß die Sterne in dieser Zeit verpflichtet seien, ihre wunderbaren Zeichen zu geben, daß die geheimnisvollen Kräfte jetzt, wenn überhaupt, kund tun müssen, was verborgen ist: die Dauer und den Ausgang des Krieges. Kein Wunder, daß die Hellscher und -scherinnen mit Eifer und Geschäftigkeit an der Arbeit sind. Aber der Krieg, der alles beeinflusst, hat selbst diesen Zweig menschlicher Tätigkeit geändert. Die Handlungskunst hat all ihre Beliebtheit eingebüßt; sie ist sogar völlig aus der Mode gekommen. Ihre allgemeinen Phrasen — „Sie werden Erfolg haben; Sie werden eine Nefte unternehmen; Hüten Sie sich vor der blonden Dame, die sich für Ihren Gatten interessiert“ — waren ganz angenehm und prickelnd in den stillen Tagen des Friedens. Doch heute verlangt das Publikum ganz entschiedene, eindeutige Antworten: „Werde ich teil durchkommen?“ „Werden wir siegen?“ „Mein Bruder ist vermißt, wo und wie befindet er sich?“ Und die Seher haben sich auch in diese neuen Bedingungen ihres Gewerbes gelunden. Die gegenwärtig in London beliebtesten Arten der Hellscherei sind Opnose und Kontakt durch Berührung eines der in Frage kommenden Person gehörigen Gegenstandes. Alle diese Verehrermeister männlichen und weiblichen Geschlechts sind eifrig damit beschäftigt, alle Handschuhe oder Zigarettenboxen an ihre Stirn zu drücken, die Augen zu schließen und in geheimnisvollen Redewendungen das Schicksal der Besitzer eben jener Handschuhe und Zigarettenboxen zu offenbaren. Die Gegenstände werden oft von Verwandten mit-

gebracht, manchmal auch von den Soldaten selbst durch die Feldpost gesandt. Doch die letzteren Fälle sind seltener, da behauptet wird, daß die Berührung des Gegenstandes durch die Hand des Rezensors den so magischen Kontakt verleihe oder gar vernichte. Auch kann man sich für verhältnismäßig billiges Geld das Schicksal aus den Teelättern im Bodensatz einer ausgetrunkenen Teetasse deuten lassen. Das alles ist zweifellos ziemlich unsinnig, aber es ist begreiflich durch die Unruhe und Nervosität einer solchen Zeit. Die Seher und Seherinnen fahren dabei natürlich weit aus am besten. Vielleicht hat diese Mode auch den Vorteil, daß sie viel Sorge undummer ablenkt, die, besonders in den kretieren Volksschichten, sonst im Alkohol Tröstung suchen müßten. Auf jeden Fall können die Kriegspredigten sich nicht über Mangel an Kriegsgewinnen beklagen. . . .

* Die Mutter Viktor Emanuels wird poetisch. Der „Rigaro“ ist in der „glücklichen“ Lage, einen Kriegshymnus Maria Theresas von Savoyen, der Mutter des italienischen Königs, zu veröffentlichen. Die edle savoyische Kriegsparte, ist eifrig bestrebt, Stimmung zu machen. Jüngst wurde der 13jährige Thronerke mit Pauken und Trompeten an die Front (lies letzte Gruppe) gesandt, und jetzt meldet sich auch die Großmutter zu Worte, die hinter ihrem Enkel nicht an patriotischem Eifer zurückstehen will. Der Vortritt des Vorns steht an Phrasenreichtum nicht hinter der Kriegserkläre Annunzio zurück. Hier eine Kostprobe: „Italien, widerstrahlend von der Sonne, die deine herrlichen Blüten mit ihren goldenen Strahlen beglänzt, hast du jemals etwas Perversteheres gesehen, als den wunderbaren Heroismus deiner Kinder?“ — „Möge jeder sich gutkies vor diesen Tapferen verbeugen.“ — „Geseget seien die Soldaten, deren Heroismus den Traum der Jahrhunderte zur Wirklichkeit gemacht hat . . .“ — „Jeder möge sagen: Dank, ihr Brüder, ihr Helden. Dank euch bedecken sich die Farben unserer Fahnen mit neuen, unvergänglichem Ruhm.“ — „Dieser ungefähre zwanzigmal so lange königliche Hymnus ist zu Tausenden gedruckt und eingerahmt in den italienischen Spitälern zu sehen, damit er, wie die französischen Zeitungen betonen, als poetische und patriotische Stärkung die Augen der Verwundeten erlaue . . .“

* St. Bureaukrallus in Frankreich. Folgendes bezeichnendes Geschichtchen findet sich im „Deuore“: Ein Pariser Kaffeehausbesitzer wurde zu achtjähriger Zehntung seines Lokales verurteilt, weil die Polizei gesehen hatte, wie — entgegen dem herrschenden Verbot — ein Soldat nach 10 Uhr abends in einem Hinterraum des Lokals beim Essen saß. Vergebens schwor der Wirt alle heiligen Götter, daß kein militärischer Gast sich nach 10 Uhr bei ihm befunden habe. Die Behörde blieb unerbittlich. Verzweifelt wieder zu Hause angelangt, stürzte der Wirt sich auf seinen Kellner mit den Worten: „Hast Du nach 10 Uhr abends einen Soldaten bedient?“ „Gewiß,“ erwiderte der Kellner. „Wen?“ „Sie selbst, Herr.“ Der Wirt ist nämlich mobilisiert und trägt Uniform. Und er beging das Verbrechen, in seinem eigenen Lokal nach 10 Uhr zu Abend zu essen! Die Strafe aber wurde nicht erlassen. . . .

Büchertisch.

— Vom Kriege gegen die deutsche Kultur. Ein Beitrag zur Selbsterkenntnis des deutschen Volkes von Dr. Oskar Reischer, Professor an der Berliner Universität. (Verlag von Deiner, Kellner, Frankfurt a. M.). Im jetzigen Weltkriege geht neben dem Kampfe der Deere ein ebenso furchtbarer Krieg der Geister einher. Ihn schildert der Verfasser mit lebendigen Farben und weist nach, daß es sich jetzt um den Austrag eines mehrtausendjährigen Gegenjahres zwischen der römischen und der germanischen Weltanschauung handelt. Mit gründlicher geschichtlicher Beherrschung des Stoffes, aber in stets anziehender Form und in stieltem Hinweis auf den Weltkrieg gibt der Verfasser, abwechselnd zwischen Pathos, wissenschaftlicher Kühle und Humor, Anregungen von bleibendem Werte.

Verstedräfel.

Beilage — Vertagung — Stemmeisen — Schwindler — Meister — Reichthum — Fafen — Freistegeln.

Es ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach versteckt sind in vorstehenden Wörtern ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kreuzräfels in voriger Nummer:

Me	ta
Ma	del

Meta, Nadel, Tadel, Telta, Name.